

Stephan Serin: *Föhn mich nicht zu. Aus den Niederungen deutscher Klassenzimmer*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2010, 255 S.

Im vorliegenden Buch wird ein Blick hinter die Kulissen der deutschen Klassenzimmer geworfen. Der zum Referendariat an die Werner-Heisenberg-Schule im Stadtbezirk Berlin-Mitte zugelassene Buchautor Stephan Serin erzählt in amüsanten Geschichten von seinen zweijährigen erfolglosen Versuchen, seinen Schülern in den Fächern Französisch und Geschichte etwas beizubringen sowie das Wohlwollen der Lehrerschaft zu gewinnen. Der eigentlich als eine Art Tagebuch fungierende Stoff stellt mit besonderer Aufmerksamkeit und Sorge um Details die problematische Schüler-Lehrer-Beziehung dar, wobei hier die beiden Parteien eher ungern gegeneinander ausgespielt werden. Dabei wird der alltägliche Wahnsinn in deutschen Klassenzimmern (im Untertitel als die „Niederungen deutscher Klassenzimmer“ bezeichnet) mit doppelbödiger Ironie verblümt, vor allem jedoch in treffenden und selbstkritischen Worten wiedergegeben. Intelligenz und Humor in hoher Dosis garantiert! Die zu vermittelnde Botschaft wird hier zwar nicht klar gesagt, lässt sich jedoch im Laufe des Lesens erschließen: In Denk- und Verhaltensmustern ähneln die Lehrer ihren Schülern mehr, als es manche gerne hätten! Den Referendar selbst nicht ausgeschlossen.

Dabei 'glänzen' die meisten Besucher der Werner-Heisenberg-Schule durch mehr als nur rudimentäre Lese- und Schreibkompetenzen, fehlende Leistungsbereitschaft und Disziplin. Das rührt Serins Erachtens daher, dass den Großteil der ihm Anvertrauten Migrantenkinder ausmachen, die aus bildungsfernen Haushalten kommen, wo der Ausbildung im Generellen kaum Beachtung geschenkt wird (vgl. 120). Stichpunktartig lassen sich die Beweise für ihre blamierende Inkompetenz wie folgt auflisten:

1.

Ich hatte mich selbst nie für besonders sprachbegabt gehalten, aber im Klassenraum wurde ich mit meinen fehlerfreien Hauptsätzen zu einem lexikalischen und syntaktischen Genie. Wenn ich hingegen den Schülern in der Pause beim Sprechen zuhörte, dröhnten mir sofort die Ohren:

«Musstu Alexa, ja?»

«Isch Alexa, wallah.»

«Ischauch.»

«Hast du U-Bahn?»

«Hab Bus!»

«Binisch auch Bus.»

«Weißdu gestern?»

«Nee, weiß nisch.»

«Musstu wissen gestern.»

«Isch?»

«Musstu wissen.»

«Was?»

«Gestern. Isch bin U-Bahn. Isch kein Fahrschein. Isch gefickt von Kontrolleur.»

«Echt? Tschüüüsch! Musstu schlagen, Kontrolleur.»

«Nee, nisch schlagen. Kontrolleur Frau.»

«Escht schwul, die Muschi!»

[...] Der Pausenjargon der Jugendlichen war das eine, aber in den Stunden machte ich keine anderen Erfahrungen. (25–26)

2.

Mein Unterricht war ein täglicher Kampf um das Einhalten sprachlicher Minimalstandards. Stofflich kam ich kaum voran. Wenn ich die Schüler im Französischunterricht aufforderte, einen dreihundert Wörter umfassenden Text zu lesen und alle Adjektive zu unterstreichen, die Gefühle ausdrücken, scheiterte ich daran, dass die Schüler nicht mal im Deutschen wussten, was eigentlich Adjektive waren und durch welche Begriffe Gefühle ausgedrückt werden konnten. So begnügte ich mich am Ende damit, dass die Schüler im Text einfach alle Wörter unterstrichen, aber für jedes eine andere Farbe benutzten. Ich begründete das ihnen gegenüber damit, dass sie zunächst lernen sollten, wo im Französischen das eine Wort aufhöre und wo das nachfolgende anfangen. (29)

3.

Im Hinblick auf die miserablen Ergebnisse des Geschichtstest:

Die Schüler wussten: Sie hatten nicht gelernt. Manche wären aber auch durch Lernen nicht zu besseren Ergebnissen gekommen, da sie weder über die hinreichende Lesekompetenz verfügten, um meine Aufgaben zu verstehen, noch über ein Mindestmaß an Schreibkompetenz, um diese zu lösen. (63)

4.

Jugendliche aus bildungsfernen Schichten zu unterrichten, mag hin und wieder wegen der höheren Gewaltproblematik an Schulen in sozial schwierigen Umfeldern für das eigene Leben bedrohlich sein, hat aber auch unbestreitbare Vorteile. In den Augen meiner Schüler gelte ich zum Beispiel als Universalgelehrter. Niemand von ihnen würde annehmen, mein Wissen sei begrenzt. (74)

5.

Im Prinzip reichte selbst Halbwissen, um durch meine Geschichtsstunden, zumindest in der Mittelstufe, zu kommen. (76)

Hinzu kommt, dass die Betroffenen, deren radebrechenden Ausführungen man nur mit größter Mühe inhaltlich folgen kann, schon längst einen eigenen Schülerjargon entwickelt haben, hinter dem sie sich gut zu verschanzen meinen und der für ihr starkes Zusammengehörigkeitsgefühl steht. Dieser wird stets um neue ausgeklügelte Formulierungen bereichert, deren Bedeutung sich den Außenstehenden im Grunde genommen kaum erschließt:

Angesagte Musiker wurden als *endgeil*, *porno*, *tight* oder *mörder* bezeichnet, Stars, die out waren, als *voll assig*. Einen Schüler, der sich am unteren Ende der Klassenhierarchie befand, sah man als *Opfa* oder als *Toy*. Lehrer waren *schizo* und wurden wegen ihres Alters *Kadaver* genannt, in einer größeren Ansammlung als *Krampfadergeschwader*. Der immer elegant gekleidete und mit spitzen Lippen und distinguiert schrägem Kopf durch die dreckigen Flure eilende Herr Menz war wegen seiner Homosexualität *voll gaylord*. Ich wurde aufgrund meiner Größe abwechselnd als *Bonsai* oder *Nabelküsser* titulierte. Herr Rauter, der zu viel redete, *föhnte* die Schüler zu. Die magenkrankte und auch sonst überall leidende Frau Flach hatte *Mundgulli* und *Gesäßhusten*, also einen schlechten Atem und Blähungen. Für Menschen mit Pickeln wurden alternativ die Bezeichnungen *Akne-X* und *Clearasil-Testgelände* benutzt. (31, Herv. im Original)

Des Weiteren wirken die Schüler rassistisch (vgl. 148–149) – eine etwas paradox anmutende Situation, denn die meisten haben, wie bereits erwähnt, einen Migrationshintergrund. Es wimmelt also im Buch von absurden Situationen, in denen der Referendar als Deutscher Türken gegen Serben, Araber gegen Russen oder Bosnier gegen Nigerianer zu verteidigen hat. Nichtsdestotrotz bilden die Betroffenen eine starke Phalanx, die in Not und Tod zusammenhält und von der der sonst aufgrund seiner lockeren Art und umfangreichen Hip-Hop-Wissens beliebte Serin (vgl. 63) bedauerlicherweise ausgeschlossen bleibt (vgl. 150).

Nun aber machen der um sich greifende Lernunwille und der Etikettierenswahn vor den Lehrern nicht halt. Diese erweisen sich übrigens als durchaus unkollegial, indem sie die Referendare für nicht gleichwertige Kollegen halten, die ihnen nur Böses wollen. Aus Angst vor der eigenen Blamage lassen sie sie deshalb nur ungern in ihrem Unterricht hospitieren. Dabei wird meist ihr klassisches Ausweichmanöver in folgender Weise ausgedrückt: „Diesmal nicht! Die Klasse lässt sich von Besuch immer so leicht ablenken. Fragen Sie mich später noch mal.“ Oder: „Heute nicht, vielleicht nächste Woche. Heute wertere ich nur den Test aus. Das bringt ihnen nichts.““ (42) Zugleich geben sich die Pädagogen

mit den mangelnden Leistungen ihrer Schüler sowie den eigenen zufrieden (vgl. 30). Sie arbeiten mit Etikettierungen und nehmen die ihnen Anvertrauten fast ausschließlich über Äußerlichkeiten wahr (vgl. 211–213). Obwohl sie vor Jugendlichen nichts Abwertendes über die anderen Mitschüler verlauten lassen dürfen, achten sie darauf so gut wie nicht. Sie wagen sogar vor den Schülern ihre Arbeitskollegen anzuschwärzen bzw. zu verunglimpfen. Ein Beispiel hierfür bietet die sich während der Pause abspielende Szene, von der der Referendar mit viel Sprachwitz und Selbstironie wie folgt berichtet:

In der nächsten Pause begegnete ich Frau Jeschke in der Kantine. Sie sprach gerade mit einem meiner Schüler:

„Sag mal, kennst du Herrn Serin?“

„Natürlich! Sie meinen den Zwerg.“

Ihre Reaktion schockte mich noch mehr als die Äußerung des Schülers.

„Ach, den meinst du. Wir nennen den Liliput. Aber nicht weitersagen!“ (214)

Im Grunde genommen scheitern alle Versuche, die negativen Verhaltens- bzw. Ausdrucksweisen der Schüler nicht zu übernehmen, denn diese hinterlassen meist bei den Lehrern dauerhafte Spuren. So kommt es beispielsweise dazu, dass der Beitrag des Schülers im Grundkurs Politik vom Referendar selbst auf folgende Weise kommentiert wird: „Is ja gut! **Nun föhn mich mal nicht zu!** Die Message ist ankommen, du Schnellchecker! Andre wollen auch noch was sagen.“ (32, Herv. A. D.) Das vorstehende Beispiel mit dem titeltauglichen Ausdruck „[Nun] föhn mich [mal] nicht zu!“ gibt viel zu bedenken. Es stellt sich letztlich heraus, dass Schüler und Lehrer wortwörtlich eine gemeinsame Sprache sprechen und trotz der beiderseitig bestehenden Differenzen viel mehr gemeinsam als erwartet haben. Das vorliegende Buch, das sonst als ein Führer durch den Schulalltag angesehen werden kann, prangert in unterhaltsamer Form menschliche Schwächen an und verhilft so zur Selbstkritik und Arbeit am eigenen Selbst. Eine unvergessliche Lektüre für Jung und Alt zum mehrmaligen Lesen!

ANNA DASZKIEWICZ

Uniwersytet Gdański